

anderen noch zulegen, aber Beispiele stecken an; und, sagen wir, am Ende des Jahrhunderts könnte die geschändete Natur aufatmen.

Der schöne Plan hat nur einen Haken: Woher nehmen wir die 150 Milliarden, die der Marsch in die Wissensgesellschaft uns pro Jahr kosten würde? An der Antwort, die mir einfällt, können Sie sehen, dass es wohl nichts werden wird mit dem konstruktiven Ausweg aus der Krise der fossilen

Gesellschaft: 150 Milliarden, das wären 4 % Steuern auf die Geldvermögen aller Deutschen, es könnten auch weniger als 4 % sein, wenn wir die Erben kräftiger zur Kasse bitten oder die Steuerflüchtlinge erfassen für diese große Investition in die Wissensgesellschaft und ein gutes Leben unserer Kinder. Es ist ein Plan, der nur auf dem Taschenrechner aufgeht. Und so müssen wir wohl oder übel 2010 weiterwachsen. Und dumm bleiben.

Volker Ullrich

Ein spannender Thriller, sonst nichts

Anmerkungen zum Film »Operation Walküre«

Was ist nicht alles geschrieben worden, bevor der Film Operation Walküre nach mehrmaligen Verschiebungen Ende Januar in die deutschen Kinos kam. Harsche Vorverurteilungen und vorauseilende Lobgesänge hielten sich die Waage. Die Kritiker wandten ein, dass ein bekennender Scientologe wie der Hollywoodstar Tom Cruise ungeeignet sei, die Rolle des Hitler-Attentäters Claus Graf Schenk von Stauffenberg zu spielen. Jetzt ist der Film endlich zu sehen, und die ängstliche Debatte erweist sich als »Viel Lärm um einen spannenden Film«.

Die CDU-Sektenbeauftragte Antje Blumenthal nahm Verteidigungsminister Franz Josef Jung das Versprechen ab, dass der amerikanische Regisseur Bryan Singer nicht im Innenhof des Bendlerblocks drehen dürfe – an jenem Ort also, wo Stauffenberg und drei seiner Mitverschwörer in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli nach dem gescheiterten Staatsstreich erschossen wurden. (Das Drehverbot wurde später aufgehoben!) Der Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Peter Steinbach, fand den Gedanken »unerträglich, wenn der Ehrenhof der Gedenkstätte zum Schauplatz einer erneuten Hinrichtung des Protagonisten Stauffenberg ... benutzt wird«. Und Berthold Graf Schenk von Stauffenberg, der Sohn des Attentäters, assistierte: »Tom Cruise soll die Finger von meinem Vater lassen. Da kommt sicher nur Mist raus.«



Volker Ullrich

(*1943) ist Historiker und Publizist; er leitet seit 1990 das Ressort Politisches Buch bei der *Zeit* in Hamburg.

ullrich@zeit.de

Die Verteidiger des Filmprojekts machten demgegenüber geltend, dass man zwischen dem privaten Bekenntnis des Schauspielers und der Rolle, die er verkörpere, unterscheiden müsse. Tom Cruise sei sehr wohl in der Lage, Stauffenberg glaubwürdig zu spielen. Dieser berechnete Einwand verband sich allerdings mit übertriebenen Erwartungen, was die geschichtspolitische Wirkung des Films betrifft. Unter der Überschrift »Deutschlands Hoffnung heißt Tom

Cruise« lobte Florian Henckel von Donnersmarck in der FAZ den Amerikaner, weil er »jetzt sein Superstar-Licht auf diesen seltenen glanzvollen Moment im düstersten Kapitel unserer Geschichte werfen« wolle. Er werde damit »das Ansehen Deutschlands mehr befördern, als es zehn Fußball-Weltmeisterschaften hätten tun können«.

Die Hoffnung, der Film werde zu einer Aufwertung des Widerstands gegen Hitler führen, die das Bild Deutschlands in der Welt positiv verändern könne, fand ihren spektakulären Höhepunkt im November 2007, als Tom Cruise in Düsseldorf den Bambi-Medienpreis in der Kategorie »Courage« verliehen bekam. In hymnischen Worten pries Laudator Schirmmacher damals die Entscheidung des Stars, Stauffenberg »sein Gesicht zu leihen«, als einen Akt äußerster Zivilcourage. Wen wundert es, dass kritische Kommentatoren wie Thomas Assheuer in der *Zeit* hinter dieser bizarren Veranstaltung die Sehnsucht konservativer Geschichtspolitiker nach einer Selbstveröhnung der Deutschen mit ihrer Geschichte vermuteten: »Der weltberühmte Amerikaner schenkt Deutschland einen Stauffenberg-Film, dessen Widerstandssymbolik sich als versöhnliches Schlusstableau, gleichsam als finales Großbild der Epoche, über jenen NS-Film legt, der seit fünfzig Jahren als Endlosschleife in deutschen Köpfen abläuft.«

Dann, nach all den Vorab-Verdammungen und Begrüßungshymnen, feierte *Operation Walküre* im Dezember 2008 in New York Premiere, und siehe: Die Aufregung um diesen Film entpuppte sich als reichlich künstlich. »»Operation Walküre« ist einfach ein spannender, historisch weitgehend korrekter, ziemlich guter und komplexer Thriller«, urteilte der Filmkritiker der *Süddeutschen Zeitung*, Tobias Kniebe (der zeitgleich zum Film ein Buch über *Das Drama des 20. Juli* im Rowohlt-Berlin Verlag veröffentlichte).

Ein gut gemachter Thriller ist *Operation Walküre* in der Tat. Akribisch und

spannungsreich inszeniert Bryan Singer (nach einem Drehbuch von Christopher McQuarrie und Nathan Alexander) die Planung und Ausführung des Attentats vom 20. Juli. Dem Zuschauer wird gute Unterhaltung geboten, und am Ende bekommt er eine Ahnung davon, dass die Geschichte ganz anders hätte verlaufen können, wenn Hitler das Attentat nicht überlebt hätte. Denn der Diktator war nun einmal der Dreh- und Angelpunkt des NS-Systems, und von seiner Tötung hing auch das Gelingen des Staatsstreichs ab.

Manche Kritiker haben sich bemüht, dem Drehbuch Ungenauigkeiten im Detail nachzuweisen. Tatsächlich gibt es davon eine ganze Reihe: Auslassungen, Retuschen, zeitliche Raffung der Ereignisse, Zusammenlegung von Figuren und Szenen. Doch solche Freiheiten, die sich zudem im eng begrenzten historischen Rahmen halten, muss sich das Kino nehmen können. Wer nach möglichst großer Authentizität verlangt, der wird einen Dokumentarfilm mit Spielszenen bevorzugen, wie ihn Franz Peter Wirth mit seinem klassischen Fernseh-Zweiteiler *Operation Walküre* bereits 1971 produziert hat.

Eine ganz andere Frage aber ist, ob das Bild, das der Hollywood-Film vom deutschen Widerstand transportiert, der historischen Realität gerecht wird oder ihr zumindest nahekommt. Und hier muss die Kritik einsetzen. Zunächst einmal fällt die Neigung auf, den zivilen Widerstand gegenüber dem militärischen abzuwerten. Die zivilen Regimegegner erscheinen als unentschlossene Bedenkenträger, verbrauchte alte Männer, die sich zur entscheidenden Tat nicht aufraffen können. Besonders schlecht kommt Carl Goerdeler weg, der als schwatzhafter Ehrgeizling porträtiert wird. Dabei war es gerade Goerdeler, der frühere Leipziger Oberbürgermeister, der, zusammen mit dem ehemaligen Generalstabschef Ludwig Beck und dem Diplomaten Ulrich von Hassell, seit Beginn des Kriegs unablässig bemüht war, den Kreis

der Verschwörer zu erweitern und Druck auf die Militärs auszuüben, sich gegen den Diktator zu wenden und ihn notfalls gewaltsam zu stürzen. Seine zentrale Rolle wurde dadurch unterstrichen, dass er auch unter den führenden Vertretern der Militäropposition als erster Anwärter für den Reichskanzlerposten in einer Nach-Hitler-Regierung galt. Gar nicht tauchen im Film die führenden Köpfe des Kreisauer Kreises auf, etwa Peter Yorck von Wartenburg oder Julius Leber, die sich nach der Verhaftung von Helmuth James von Moltke im Januar 1944 in enger Zusammenarbeit mit dem Goerdeler-Kreis und den Offizieren um Stauffenberg intensiv an den Planungen für den Umsturz beteiligten.

Es sind nicht die Zivilisten, sondern die Militärs, die handeln – diese Botschaft vermittelt Bryan Singers dramatisches Filmepos. Stauffenberg, wie ihn Tom Cruise spielt, ist der Mann der Stunde, der tut, was eben zu tun ist, ein Actionheld nach dem Urbild des amerikanischen Kinos. Dieser Figur fehlt jede Tiefenschärfe. Nichts erfährt man über den geistigen Hintergrund, die Prägung Stauffenbergs (und seiner beiden Brüder) durch den Kreis um den Dichter Stefan George – eine Prägung, die, wie Thomas Karlauf in seiner großen Stefan George-Biografie gezeigt hat, so nachhaltig war, dass sie noch im »Schwur« des Attentäters, aufgesetzt zwei Wochen vor der entscheidenden Tat, zum Ausdruck kam: »Wir wissen im Deutschen die Kräfte, die ihn berufen, die Gemeinschaft der abendländischen Völker zu schönerem Leben zu führen.«

Nichts erfährt man auch über die Wandlung Stauffenbergs von seiner anfänglichen Zustimmung zu Hitler und dem Nationalsozialismus bis hin zur kompromisslosen Gegnerschaft im Krieg. Keine Andeutung darüber, dass er noch im September 1939 als begeisterter Offizier im Polenfeldzug in einem Brief an seine Frau sich höchst abfällig über den »unglaublichen Pöbel, sehr viele Juden und sehr viel

Mischvolk« ausließ – »ein Volk, welches sich nur unter der Knute wohlfühlt«. Stattdessen zeigt ihn bereits die Anfangsszene des Films in seinem Zelt an der nordafrikanischen Front Anfang April 1943 als zur Tat Entschlossenen, der in sein Tagebuch notiert, Hitler treibe Deutschland in den Untergang – eine Erkenntnis, zu der er allerdings erst im Laufe des Jahres 1942 gekommen war, nicht nur aufgrund der militärischen Rückschläge an der Ostfront, sondern auch unter dem Eindruck des Massenmords an den Juden und des Massensterbens sowjetischer Kriegsgefangener.

Der britische Historiker Richard J. Evans hat sich zum Start des Films in einem Beitrag für das Magazin der *Süddeutschen Zeitung* gegen die Tendenz gewandt, Stauffenberg »zum Superhelden zu verklären«. Auch wenn er seine frühe Begeisterung für den Nationalsozialismus später aufgegeben habe, habe er doch »für die parlamentarische Demokratie zeitlebens nur Verachtung übrig« gehabt. Allein aus diesem Grund sei er »als Vorbild für künftige Generationen schlecht geeignet«. Tatsächlich war Stauffenberg nie ein Demokrat, schon gar kein Anhänger einer parlamentarischen Demokratie. Doch wenn man diesen Maßstab anlegt, dann könnte kaum ein Vertreter des bürgerlichen Widerstands bestehen, nicht einmal die Lichtgestalt Helmut James von Moltke, dessen Programm zur Neuordnung Deutschlands vom August 1943 eine merkwürdige Mischung aus basisdemokratischen und autoritären Elementen darstellt. Die gescheiterte Weimarer »Parteiendemokratie« stand den Männern vom 20. Juli deutlich vor Augen; ein Zurück zu Weimar sollte es nicht geben.

Man kann Stauffenberg in seinen Widersprüchen und Grenzen zeigen – und ihn doch für seine mutige Tat bewundern. Zu einem solchen vertieften und differenzierten Verständnis trägt der Film *Operation Walküre* allerdings nichts bei.